

(Nachdruck verboten.)

13]

## Die flucht.

Von N. Bagynowski.

Sie traten der Reihe nach an den Tisch, als Muzja hereingeplatzt kam.

„Hast Du geschworen?“

„Ja! Was ist denn los? Sie haben mir gesagt, Ihr hättet alle geschworen.“

„So! . . . Hast Du's schon vergessen?“

A bas la tyrannie . . .“

Samuel stimmte die Marseillaise an.

„Also es ist nicht wahr? Aber das ist ja Betrug. Gleich geh ich zum Ispravnik . . . Ich will ihm sagen, daß ich mir das nicht gefallen lasse, daß er mir meinen Eid zurückgeben soll.“

„Das wird Dir nichts helfen. Vorbei ist vorbei.“

Einen Augenblick stand Muzja da, wie vom Blitz getroffen. Zwei schwere Thränen flossen über seine erblähten Wangen.

„Seht Ihr, Ihr stoßt mich zurück, und ich . . . möchte . . . wie Ihr alle.“

Sie hatten den Eid verweigert und waren unbehelligt geblieben, aber die letzten schwachen Fäden, die sie noch mit den Einwohnern des Städtchens verbanden, waren zerrissen, und um sie herum hatte sich eine weite Einöde gebildet. Sie lebten wie auf einer Insel. Selbst die durchreisenden Jakuten, die sonst nicht umhin konnten, sie unter den andern Sehenswürdigkeiten Dschurdschans aufzusuchen, ein Weilschen auf der Schwelle stehen zu bleiben und zuzusehen, wie die „Verbrecher“ leben — selbst diese zudringlichen, unausfiehlichen Gaffer blieben jetzt aus. Alle wußten, daß der Ispravnik einen Rapport ins Gouvernement geschickt hatte, um zu erfahren, was er mit ihnen anfangen sollte, und alle waren überzeugt, daß sie zum Tode verurteilt werden müßten; Alexandroff aber und Krassuski, die stärksten unter ihnen, würden vorher noch „die rechte Hand und der rechte Fuß gebrochen werden.“ Daher wurden sie gemieden, wie Ausfällige, und wenn „einer von ihnen“ in den Laden kam, gab der erschrockene Warlaam Warlaamowitsch jede Ware um die Hälfte des Preises hin, um ihn nur so schnell wie möglich los zu werden.

„Sie werden's mir noch anrechnen, daß ich mit „ihnen“ rede!“ Klagte er seiner Frau.

„Das ist auch wahr! Rede also nicht, nide nur mit dem Kopfe . . .“

„Das nehmen „sie“ vielleicht wieder übel. Denkst Du, die lassen mit sich spaßen? Es ist der reine Jammer, wenn man gezwungen ist, Kaufmann zu sein.“

Die fette, sehr ängstliche Frau Warlaamoff seufzte schwer und brannte vor dem Wilde des Heiligen Innocent, des Schutzheiligen Sibiriens, ein Lichtchen an.

Es kam niemand in den Sinn, daß in Alexandroffs Jurte die Schießscharten bereit und die Gewehre geladen waren. Niemand kam dahin. Selbst die andren Verbannten mieden das gefährliche Haus. Woronin war mit seinen Büchern dahin übergesiedelt. Seine Stelle bei Samuel hatten Pietroff und Glitsberg eingenommen. Ihr Hauswirt, der alte, strenggläubige Kosak Jakuschkin, hatte ihnen die Wohnung gleich gekündigt, als er erfuhr, daß sie den Eid verweigert hatten. Krassuski brachte die Nächte auch bei Alexandroff zu, aber am Tage sah er, wie früher, in der Schmiede. Muzja, den Artanoffs bei sich aufnahmen, war hier sein häufiger Gast. Er wohnte in der Küche des Ehepaars und schwor hoch und teuer, daß ihm das Städtchen nie mehr erblicken würde. Er fand, daß er zur Belohnung das Recht haben müsse, in der Schmiede zu sitzen und seine Knöpfe, Cigarrenspitzen und Pfeifen aus Mammutzähnen zu dreheln und zu polieren und die endlosen Geschichten von seinen Erlebnissen in der Schweiz, in Italien, Deutschland und Algier zu erzählen. Krassuski hörte ihm, der spärlichen Nachrichten halber, die der Franzose unbewußt von Eugenie brachte, mit rührender Geduld zu. Zuweilen wurde es ihm aber doch zu arg.

„Aber liebster Muzja, gestern hast Du gerade das Gegenteil behauptet.“

„Gut! Ich bin schon still. Ich hab' nicht gewußt, daß ich schon mal davon erzählt habe!“

Die fieberhafte, gespannte Erwartung eines bevorstehenden Kampfes, einer Katastrophe, eines unberechenbaren Ereignisses hatte sich im Städtchen nach und nach gelegt. Unter den Verbannten war sogar die schüchterne Hoffnung erwacht, daß die aus ihren Ufern getretenen Flüsse, die unter Wasser stehenden Sümpfe und unwegsamen Straßen vielleicht die Antwort aus dem „Gouvernement“ verzögern würden; sie nahmen an, die vier „Tollen“ würden wirklich fliehen können, für die Zurückbleibenden aber würde die ganze Affaire mit einer Gefängnisstrafe oder einer Verschickung nach „den entlegenen Uffsen“) enden. Die Stimmung der „Tollen“ selbst hob sich, als der warme Wind und die grelle brennende Sonne den Schnee mit unwiderstehlicher Gewalt aufleckte und schwarze, samtne Erdflecken hervorblühten. Wenn jedoch an trüben Tagen feiner, weißer Staub vom grauen Himmel fiel und die Schneeflockchen froren und beim Sehen knisterten, dann kehrte die Furcht wieder zurück. Dann konnte Frau Artanoff am Abend nicht lesen, sie erbebt beim leisesten Geräusch und schickte Muzja, der ganz uneingeweiht war, auf die Polizei, sich nach der Post zu erkundigen. Sie wurde immer bleicher, immer magerer, ihre Kornblumenaugen waren eingesunken und strahlten in krankhaftem Glanz. Jeden Morgen eilte sie auf den kleinen Gang vor dem Hause, um nach dem Wetter zu sehen. Dann schaute sie nach der verwahrlosten, eingesunkenen Jurte der Freunde, aus deren Schornstein gewöhnlich der vom Morgenrot rosig gefärbte Rauch aufstieg.

Was machen sie da? Klopft ihnen das Herz auch, wie mir? dachte sie. Im Geiste sah sie die ganze Scene im Purpurlichte des lohenden Feuers wieder: wie Niehorsti die Patronen zurechtmachte und die Kerze im Flur dröhnten, die die Schießscharten schlugen. Sie malte sich aus, wie Schüsse aus der stillen Jurte fallen, wie der weiße Dampf niedrig über dem See schweben und dort drinnen Blut fließen würde, und jene Menschen, die eins mit ihr waren in ihrem Streben, ihre Brüder im Geiste, dem Tode anheim fallen würden. Sie sehnte sich nach ihrem Anblick. Aber ihr Mann ließ sie nicht hin, er drohte ihr, sich das Leben zu nehmen, noch ehe die Post da sei, wenn sie anfrage, die andern zu besuchen.

„Mit ihnen verkehren, heißt ebenso viel, wie mit ihnen gemeinschaftlich schießen. Du würdest in den Prozeß verwickelt werden und ich . . . überlebe die Trennung nicht . . . Die ganze Geschichte ist nichts weiter als der übertriebene Ehrgeiz Niehorstis und sein Eigensinn. Er will durchaus kommandieren!“

„Da irrst Du Dich!“ versuchte sie die Freunde zu verteidigen. Dann begann er methodisch, jedes Wort, jeden Schritt, jede Bewegung der Verschworenen zu analysieren und ließ nichts an ihnen übrig, als Dummheit, Verbissenheit und Humbug.

„Die Hauptsache aber ist, daß die ganze Affaire jetzt nicht den mindesten Eindruck in Rußland machen wird.“

Die junge Frau biß die Zähne zusammen, schloß die Augen und wartete mit ängstlich verborgener Schmerze, wann ihr Mann endlich aufhören würde zu reden. Dann sprachen sie gewöhnlich mehrere Stunden nicht miteinander, bis Muzja erschien und Neuigkeiten, die er aus der Stadt brachte, die beiderseitige Bitterkeit besänftigten. Jeden Abend kam Samuel zu ihnen, zuweilen auch Tscherewin oder „die auswärtigen Mächte“, aber nie kam jemand aus . . . jener Jurte.

„Wir sind „das europäische Konzert“ im Kleinen, scherzte Samuel. „Wir haben ein drum- und draufgehendes Staatswesen ohne jeden politischen Takt, streng neutrale Gemäßigte und einen bis an die Zähne bewaffneten Frieden — in meiner Wohnung nämlich, wo wir lange interessante Gespräche über den Stand des Wetters führen, über den Geschmack des Thees, die Zweckmäßigkeit einer hellen, trockenen Wohnung, den Wert der Gesundheit und eines frohen Gemüths — in denen mit einem Worte alles berührt wird, außer — Grundsätzen. Wollen Sie mir erlauben, Frau Eugenie, ihnen meine Dienste anzubieten und ein wenig in den Samovar zu pusten?“

\*) Uff = Gemeinde.

„Nehmen Sie lieber Artemis Stiefel. Es thut mir leid um Ihre Lunge.“

„Wollen wir nicht etwas singen?“ schlug Arkanoff vor.

„Ich will Ihnen lieber erzählen, was mir der Zsprawnik gesagt hat.“

„Ah . . . Sie haben ihn also gesprochen?“

„Gewiß, heut morgen hat er mich in seinem eignen Schlitten holen lassen. In letzter Zeit geschieht das ziemlich oft.“

„Wir, Herrscher über Dschurdschnj von Gottes Gnaden, fühlen uns nicht ganz sicher auf unsrem Thron. Wir merken, daß etwas vor sich geht, wovon wir keine Ahnung haben und was wir nicht erraten können, daher setzen wir unsre diplomatischen Talente in Gang.“ Heut haben „Ihro Gnaden“ „uns“ eine vorzügliche Cigarre angeboten und gesprochen: „Was meinen Sie, kommt der Frühling bald?“

„Das hängt von der Sonne ab; wenn sie warm scheint, giebt's Tauwetter, wenn nicht, dann nicht!“

„Sml! Haben Sie in den neuesten Zeitungen die Geschichte von der Reise um die Welt gelesen, die ein Herr zu Fuß unternimmt? Ich möchte wohl wissen, wie er übers Meer spazieren wird?“

„Er wird wohl auf dem Schiffe herumspazieren, das ihn über die Wellen tragen wird.“

„Ein wichtiger Einfall! Und haben Sie von dem Wunderkinde gelesen, das mit verbundenen Augen Klavier spielt?“

„Ich habe von dreien gelesen.“

„Ein Seufzer und eine lange Pause.“

„Was meinen Sie, gehört die Polizei auch zur Armee? Müßte im Kriegsfall zum Beispiel die Polizei auch ausmarschieren?“

Jetzt laß ich ein leises Brummen ertönen und betrachte meine Cigarre mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Warum besucht keiner von ihnen Herrn Alexandroff mehr?“

Ich bringe meine Cigarre wieder in Brand und kann nicht gleich antworten, dann verschlucke ich mich, huste und erhebe mich.

„Wollen Sie schon fort? Wie schade.“

„Ich muß, Herr Zsprawnik, das Haus steht leer, denn meine Hausgenossen sind spazieren gegangen.“

„Ah! ich verstehe! Es ist aber doch schade, daß es so kommen mußte. Wir lebten so ruhig in Dschurdschnj. Als ich mich anschickte, mein Amt hier zu übernehmen, glaubte ich nicht, daß mir hier etwas Kummer und Sorgen bereiten könnte. Bis dahin haben wir doch ganz leidlich gelebt, nicht wahr?“

„Oh, ich will mir nicht erlauben, daran zu zweifeln.“

„Im Grunde genommen, was ist der Eid denn eigentlich? Eine gewöhnliche Formalität, wie wir sie im alltäglichen Leben zu tausenden erfüllen. Auf der Straße grüßen Sie doch auch viele Menschen, die Sie kaum kennen. Wenn Sie Ihre Ansichten geändert haben, könnte ich's im Gouvernement melden.“

Diese Neußerung bringt mich in die Lage eines Kato. „Mein Herr, Sie müssen einsehen, daß wir nur noch eins besitzen: die Achtung vor uns selbst.“ Hierauf folgt eine wehleidige Miene und ein ziemlich fester Händedruck. „Es thut mir leid um Euch! Ich denke, es thut ihm wirklich leid. Wir gaben ihm wenigstens zu thun. Das wird ihm nun fehlen, und außer den Liebschaften Denisoffs wird er nichts mehr zu wittern haben.“

Frau Arkanoff wurde rot.

„Wie kommen Sie auf Denisoff?“

In demselben Augenblick mischte sich Arkanoff ins Gespräch.

„Aber der Zsprawnik schien doch etwas zu argwöhnen. Wenn das nur für „jene“ kein schlimmes Ende nimmt. Sie müssen gewarnt werden.“

„Ich war heut morgen bei ihnen. Sie behaupten, einzig in der Gewalt des Wetters zu stehen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Große magnetische Stürme.

Ungewöhnliche Naturerscheinungen pflügen den Anlaß zu Nachforschungen darüber zu bieten, ob ähnliche Vorgänge auch früher schon stattgefunden haben und unter welchen Umständen sie sich abspielen, so daß daraus häufig eine wesentliche Vermehrung unsres Wissens resultiert. Eine solche Anregung bot auch der noch in aller Erinnerung lebende große magnetische Sturm vom 31. Oktober 1903,

der sich nach außen hin durch eine Störung ausgebehnter Telegraphenlinien bemerklich machte. Man durchmischerte die älteren Aufzeichnungen meteorologischer und erdmagnetischer Observatorien, und hierbei waren namentlich die in Greenwich vorhandenen darum werthvoll, weil sie die ältesten Beobachtungen und die größte ununterbrochene Beobachtungsreihe aufweisen.

Danach haben in den letzten 29 Jahren, also vom 1. Januar 1875 bis zum 31. Dezember 1903, nicht weniger als 19 große magnetische Stürme stattgefunden. Hierbei bedeutet das Wort „groß“ nicht eine allgemeine Schilderung der Störungswelt, sondern es bedeutet einen ganz bestimmten, wissenschaftlich definierten Grad der Erscheinung, gerade wie auch die Worte leiser Zug, frischer Wind, voller Sturm u. dgl. im meteorologischen Sinne genau definierte Größen der Luftbewegung bedeuten, derart, daß beim leisen Zug die Luft in der Sekunde  $1\frac{1}{2}$  Meter zurücklegt, beim frischen Wind 12 Meter, beim vollen Sturm 50 Meter. Ueberhaupt treten zwischen Erscheinungen des Luftmeeres und denen des Erdmagnetismus gewisse Ähnlichkeiten zu Tage, die sich beim Luftmeer namentlich bezüglich seiner Erwärmung äußern.

Der Gang der Lufttemperatur läßt drei Perioden erkennen: eine tägliche, eine jährliche und eine säkulare. Täglich nimmt die Luftwärme von einer bestimmten Zeit, die einige Stunden nach Mitternacht liegt, zu, bis einige Stunden nach Mittag, um von dem dann erreichten Höchstbetrage wieder allmählich bis zu dem niedrigsten Tagesstande zu sinken. Die jährliche Periode der Temperatur äußert sich in dem durch die Jahreszeiten bekannten Kreislauf: einige Zeit nach den kürzesten Tagen haben wir die niedrigsten Temperaturgrade, von da an nimmt die Wärme bis zu ihrem Maximum zu, das sie einige Zeit nach den längsten Tagen erreicht, und von diesem Zeitpunkt sinkt sie wieder ebenso regelmäßig. Die säkulare Periode erstreckt sich über sehr große Zeiträume, und schon deswegen haben wir darüber jetzt noch keine genauen Aufzeichnungen; aber die geologischen Befunde beweisen, daß vor langer Zeit Mittel-Europa zum größten Teil bereist und vergletschert war, wie jetzt noch Grönland und Nord-Scandinavien. Zu einer andern Zeit lebten, wie ausgegrabene Skelette erkennen lassen, in nördlichen Gegenden Tiere, deren ganze Organisation sie nur im warmen Klima leben läßt — schon diese Thatfachen sprechen dafür, daß sich in den klimatischen Verhältnissen allmählich, aber sehr langsam Veränderungen vollziehen, die höchst wahrscheinlich periodisch verlaufen. Solche tägliche, jährliche und säkulare Perioden finden sich auch bei den erdmagnetischen Zuständen, und zwar in allen dreien dieser Zustände, nämlich bei der Declination, bei der Inclination und bei der Horizontal-Intensität.

Unter der magnetischen Induktion versteht man die Abweichung der Richtung der Magnetnadel von der geographischen Nord- und Südrichtung. Wenn die hierbei sich zeigenden periodischen Veränderungen nur geringfügig sind, so sind sie dennoch praktisch von größter Bedeutung, weil ein auch nur geringer Irrtum hierüber für Seeschiffe von der verhängnisvollsten Bedeutung werden kann. Unter der magnetischen Inklination versteht man die Abweichung der Magnetnadel von der wagerechten Linie. In unsern Gegenden nur unbedeutend, steigert sie sich in nördlicheren Breiten so erheblich, daß man an manchen Punkten der Erde bei der fast senkrecht stehenden Magnetnadel nur mit Mühe noch die Richtung erkennen kann, in welcher der magnetische Nordpol liegt. Die dritte beim Erdmagnetismus in Betracht kommende Größe ist seine Horizontal-Intensität, das heißt die Kraft, mit der die Magnetnadel in ihrer jeweiligen Richtung festgehalten wird, oder auch die Kraft, die nötig ist, um eine Magnetnadel aus ihrer Richtung abzulenken.

Alle diese Größen zeigen nun neben den sehr allmählich verlaufenden Veränderungen, welche sich als tägliche, jährliche und säkulare Perioden äußern, noch jäh einsetzende Veränderungen, und sie sind eben die erdmagnetischen Stürme. Nach der Größe der Ablenkung, die dabei eintritt, teilt man sie in große, aktive, mäßige und kleinere; „groß“ sind magnetische Stürme, bei denen die Ablenkung mindestens 1 Grad beträgt (also den neunzigsten Teil des Winkels, den eine senkrechte und eine wagerechte Linie einschließen). „Aktiv“ heißt ein magnetischer Sturm mit  $\frac{1}{2}$  bis 1 Grad Nadelablenkung, „mäßig“ bei  $\frac{1}{6}$  bis  $\frac{1}{2}$  Grad, und „kleiner“ bei weniger als  $\frac{1}{6}$  Grad Ablenkung. Diese Winkel erscheinen an sich nicht groß, und wenn eine plötzliche Ablenkung um 1 Grad schon einen großen Sturm bedeutet, so wird man daraus ermeslen können, daß die gewöhnlichen periodischen Veränderungen nur sehr klein sind. Aber aus dieser Geringfügigkeit der an einzelnen Orten auftretenden Nadelablenkungen darf man nicht schließen, daß dabei auch nur geringfügige Kräfte ins Spiel kommen. Die erdmagnetischen Veränderungen, periodische sowohl wie stürmische, dehnen sich über die ganze Erde oder doch über einen großen Teil des Erdballs aus, und dazu sind jedenfalls, auch wenn am einzelnen Ort nur wenig zu merken ist, gewaltige Kräfte erforderlich, die den bei den Luftstürmen sich zeigenden an Gewalt nicht nachgeben. An den einzelnen Orten sind die Erscheinungen allerdings wirklich recht gering, und um sie zu registrieren, sind sehr feine Instrumente nötig, da sonst die Reibung der Magnetnadel an der Ase, um die sie sich dreht, so stark ist, daß sie diese kleinen Veränderungen völlig verdeckt. Uebrigens sind Vorkehrungen getroffen worden, die es ermöglichen, den durch die periodischen und stürmischen Veränderungen hervorgerufenen Gang der Magnetnadel automatisch zu photographieren, so daß man ihn auch später noch studieren kann. Diese an sich schon recht schwierigen Studien werden in höchst empfindlicher

## Kleines feuilleton.

Weise beeinträchtigt durch elektrische Leitungen, die den elektrischen Bahnen, der elektrischen Beleuchtung und der elektrischen Kraftübertragung dienen; jede solche Leitung beeinflusst auch auf größere Entfernungen die Nadeln der feinen Instrumente, und es ist infolge davon so weit gekommen, daß vielfach die erdmagnetischen Beobachtungen thatsächlich ausgegeben werden mußten, und statt daß, wie es im Interesse der Sache wünschenswert wäre, die Zahl der erdmagnetischen Observatorien zunähme, hat sie abgenommen.

Die Ursachen des Erdmagnetismus überhaupt und der mit ihnen in engem Zusammenhange stehenden elektrischen Erdströme sind noch nicht aufgeklärt. Wahrscheinlich wirken hier Einflüsse der Sonne und rein irdische Erscheinungen, wie die Umdrehung und vermutlich die Reibung des feurig-flüssigen Erdinneren gegen die festen Teile der Erdkrinde zusammen. Was aber die magnetischen Stürme anbelangt, so hat die Zusammenstellung der Greenwicher Beobachtungen einen Sonneneinfluß unzweifelhaft nachgewiesen; denn immer waren in derselben Zeit, in der ein magnetischer Sturm stattfand, außerordentlich große Sonnenflecken vorhanden. Schon längst war bekannt, daß, wenn sehr viele oder sehr große Sonnenflecken zu sehen sind, bei uns auf der Erde große Hitze herrscht, sehr viele Nordlichter auftreten, und der elektrische Erdstrom zu lebhafter Stärke steigt. Ja, man hatte für alle diese Erscheinungen eine elfjährige Periode nachgewiesen. Innerhalb elf Jahren steigt die Sonnenfleckenmenge einmal vom Minimum zum Maximum und sinkt dann wieder zum Minimum, ebenso findet in einem mit dieser Periode zusammenfallenden Zeitraum eine Reihe von erst zunehmend warmen, dann zunehmend kalten Jahren statt, in denen dann auch die Nordlichter und die Gewalt der elektrischen Erdströme allmählich einmal zunehmen, dann abnehmen. Der Zusammenhang der Sonnenfleckenhäufigkeit mit der auf der Erde herrschenden Wärme ergab sich, sobald man die Natur der Sonnenflecken mit einiger Sicherheit festgestellt hatte. Sie entstehen aus kolossalen Dampfmenge, die von der in ungewöhnlicher Thätigkeit befindlichen Sonne viele Tausende von Meilen hochgeschleudert werden, so daß sie sich in Welträumen befinden, die so kalt sind, daß sich dort die der Sonne entströmten Dämpfe so kondensieren, wie bei uns die abgekühlten Wasserdämpfe der Luft sich zu Wolken kondensieren. Die Sonnenwolken — sie bestehen aber nicht nur aus Wasser, sondern zum Teil auch aus Metall — sind die Sonnenflecken. Es ist klar, daß bei einer so gesteigerten Sonnenhätigkeit auch die uns zugestrahlte Wärme größer ist als gewöhnlich; dann sind aber die Sonnenflecken nicht etwa die Ursache der größeren bei uns herrschenden Wärme, sondern sie sind nur eine Begleiterscheinung, beide sind Wirkungen einer und derselben Ursache. Weiter hatte man nun gefunden, daß gewisse Vetterwellen, nämlich die sehr großen, sich nicht als Wärme oder Licht bemerklich machen, sondern als elektrische Erscheinungen. Natürlich gehen von der Sonne nicht bloß kleine Vetterbewegungen aus, sondern auch größere, und so konnte wenigstens etwas Licht auf den Zusammenhang zwischen der mit der Fleckenhäufigkeit gesteigerten Sonnenhätigkeit und der Stärke des elektrischen Erdstroms und der Zahl der Nordlichter, die als elektrische Lichterscheinungen gedeutet sind, fallen. Beziehungen zwischen Electricität und Magnetismus bestehen ganz sicher; schon die Ablenkung der Magnetnadel durch einen um sie geleiteten elektrischen Strom beweist es. So durfte man also auch annehmen, daß ein Zusammenhang zwischen den Sonnenflecken, die ja in Beziehung zwischen den elektrischen Erderscheinungen, und größeren Veränderungen des Erdmagnetismus sich herausstellen dürfte. Und diesen Zusammenhang haben nun die vorhandenen Aufzeichnungen erwiesen, ja sogar seinen Umfang festgestellt, denn mit den größten Sonnenflecken fallen die großen erdmagnetischen Stürme zusammen.

Nun möchte man vielleicht glauben, daß von zwei Sonnenflecken, die beide so groß sind, daß jeder mit einem großen magnetischen Sturm verbunden ist, auch der größte Sonnenfleck mit dem größten magnetischen Sturm zusammenfallen muß. Das ist aber nicht immer der Fall, sondern manchmal haben wir bei einem kleineren Sonnenfleck einen größeren Magnetsturm, und umgekehrt. Es kommt auf die Stellung des Sonnenflecks auf der Sonnenscheibe an; steht jener ungefähr in der Sonnenmitte, so ist der ihn begleitende erdmagnetische Sturm größer, als wenn der Fleck am Sonnenrande steht, selbst wenn der dort am Sonnenrand befindliche Fleck größer wäre. Auch das ist leicht begreiflich. Wenn der Sonnenfleck in der Mitte der uns zugewandten Sonnenscheibe steht, so ist die ihn verursachende Sonnenstrahlung gerade auf uns gerichtet, sie trifft uns senkrecht, und wie die senkrechten Wärmestrahlen der Sonne unsere Erde viel stärker erwärmen als die schräg auf uns treffenden winterlichen, so muß auch die von der Mitte der Sonnenscheibe aus senkrecht auf uns gerichtete ungewöhnlich starke Sonnenhätigkeit, die zur Bildung von Sonnenflecken führt, auch kräftiger auf unsre elektrischen, magnetischen und Wärmezustände einwirken als eine am Sonnenrande vor sich gehende, die uns nur schräg streift.

Eine einzige Zusammenstellung der bisherigen Greenwicher Beobachtungen hat also reichliche Resultate gefördert, und wir dürfen danach erwarten, daß die weiteren Beobachtungen auf erdmagnetischen Observatorien unsre Kenntnis auf dem noch so dunklen Gebiete des Erdmagnetismus in gleicher Weise fördern — wenn diese Observatorien nicht noch mehr, als es schon der Fall war, der elektrischen Beleuchtung weichen müssen, sondern nur ihr eignes wissenschaftliches Licht spenden dürfen. —

— Der Holunder im Volksglauben. In dem bei B. G. Teubner in Leipzig erschienenen Buche „Unsre Pflanzen“ hat Franz Söhns interessante Studien über die heimatischen deutschen Namen unsrer Pflanzen und ihre mannigfaltigen Beziehungen zur Mythologie und zum Volksaberglauben veröffentlicht. Die „Köln. Zeitung“ druckt daraus einen Abschnitt über den Holunder, dessen Namen der Verfasser mit der deutschen Märchengestalt der Frau Holle in Verbindung bringt, ab. Ihr war der Holunder heilig, wie Söhns in einzelnen folgendermaßen ausführt: Alles, was sich an mythologischer Kunde erhalten, alle noch heute auf den Baum bezüglichen Volksbräuche sprechen dafür. Sicherlich giebt es in der Natur kein Gewächs, das so völlig alle Eigentümlichkeiten der Göttin in seinem Kultus (denn von einem solchen kann man bei der Pflanze reden) zur Darstellung bringt. Im Hornung (Februar) regiert nach alter Anschauung „die Frau“, nämlich Frau Holle. An sie lehnt sich das ursprünglich altheidnische Lichtmeyerfest an. In diesem ihrem Feste tanzen die Weiber in dem allmählich wieder kräftiger, wärmer werdenden Sonnenschein, den die Frühling herbeiführende Göttin erzeugt; sie tragen dabei Holundergerten in den Händen und schlagen damit auf die dem Tanzplaze sich nähernden Männer los. Füllen darf man den Holunderbaum beiseite nicht, da die weiße Frau — auch das Urbild dieses vorwiegend aristokratischen Spukgeistes ist Frau Holle — in ihm verborgen ist; ist es aber durchaus nicht zu vermeiden, so muß man entblöhten Hauptes dabei sprechen: „Frau Elhorn, gib mir von deinem Holze, dann will ich dir von meinem auch geben, wenns wächst im Walde.“ Der Name Elhorn hat sich für Holla noch bis heute in Ostfriesland und als Alhorn in Holland, Ostpreußen und Hannover erhalten. Die Gottheit des Lebens war im Altertum stets auch die Gottheit des Todes, und vielsleicht hat an dieser Thatsache der fast überall sich findende Glaube an ein besseres Leben, welches mit dem Tode beginnt, als Veranlassung gedient. Auch der Tod war somit der Anfang eines Lebens und wurde folgerichtig durch die Gottheit alles Entstehens, Werdens und Lebens herbeigeführt. (Frau Holle als Hel.) Nun, bereits bei Tacitus gehört der Baum zu den Holzarten, welche zur Bestattung der Leichen verwandt werden, schon der Duft seiner Blüten galt für gefährlich, und die alten Preußen opferten dem Todesgotte unter Holunderbäumen. Wächst ein Holunder unter der Mauer heraus, so giebt es nach Ansicht des Dithmarschen bald eine Leiche im Hause, und in mehreren Dörfern des mittleren Binschgau trägt man der Wahre ein Kreuz aus Holunder vor, das man Rebelang nennt. Dieses Kreuz steckt man auf das Grab, und der Mensch, auf dessen Grabhügel das Kreuz wieder anfängt zu grünen, ist selig. Die Slowaken verfertigen aus dem Marke (Weddel) der Pflanze Holundermännchen, „Diener des Todes“, und der Pole waagt noch heute nur unter Zaubersformeln den Baum umzubauen. Wenn in Hildesheim jemand stirbt, so nimmt der Totengräber schweigend das Maß zu seinem Sarge mit einem Holunderzweige, und der die Leiche fahrende Knecht hat eine Peitsche aus Holunderholz; selbst durch Anpflanzen des Baumes (in Deutschland bekanntlich überaus häufig) will man die unterweltlichen Götter gütig stimmen. Frau Holle verleiht Schutz gegen böse Dämonen und alles, was mit ihnen im Bunde steht. Um Verzauberung zu verhüten, wird in einzelnen Gegenden Deutschlands vom Landmann Holunder an die Stallthür gehängt, und in Thüringen — eines der Hauptgebiete des Hollakultus — pflanzte man früher große Holunderbüsche an beiden Enden des der großen Spinnerin geweihten Leinweldes. In den Alpen, wo (besonders wieder in Tirol) das Andenken an Frau Holle in tausend Sagen fortlebt, pflegt der Holunderstrauch bei keinem Bauernhause zu fehlen, der Zynthaler sagt von ihm: der Hollar ist ein so edler Baum, daß man vor ihm den Hut abnehmen soll, denn an ihm ist alles gesund und heilkräftig. Aus der Mannigfaltigkeit der sich an ihn knüpfenden Ueberlieferungen wird auch hier klar, wer über ihn gebietet. Wem etwas gestohlen ist, der geht vor Sonnenaufgang zu einer Hollarstaube, biegt sie mit der Linken gegen Sonnenaufgang und spricht: Hollarstaube, ich thu' dich drücken und büden, bis der Dieb das Gestohlene bringt. Je stärker man den Strauch drückt, um so schneller muß der Dieb das Entwandte bringen. Am Johannistage dürfen in keinem Hause die Hollarbüchel (in Schmalz gebadene Blüten mit samt dem Stengel) fehlen, es gäbe sonst eitel Unfriede und die allergößten Zerwürfnisse zwischen den Ehegatten, und die Hollarblüten werden in der zwölften Stunde der Nacht gepflückt und sorgsam als Heilmittel aufbewahrt. In den Holunderbaum schlägt nie der Blitz, ein Kreuz aus seinem Holz wird dem Toten mit in den Sarg gegeben, und seine reifen Beeren schüben das Vieh gegen den Viehschelm (Personifizierung der Minderpest). Unter einem Holderbusch hält sich der Schläfer vor jedem Unfall, vor Schlangen, Hexen und todbringenden Mücken sicher, er erwartet schöne Träume und hat nicht selten das Glück, von lustigen, lichtbellen Elfen (die Holden der Holle) umtanzt zu werden. Wer endlich Lust und Neigung hat, daß ihm Hexen und Druden nachlaufen, der schneide einen Löffel aus Hollarholz, lege ihn am Osterabend nach Sonnenuntergang in gute Milch, daß Rahm daran hängen bleibt, und lasse ihn dann trocknen. Am Sonnenwendabend lege er den Löffel nochmals in gute Milch und lasse den anhängenden Rahm abermals eintrocknen, dann berge er ihn unter Gewand und Gürtel auf dem Rücken und gehe so zum Sonnenwendfeuer, da müssen ihm alle Hexenmenschen nachlaufen! Er ist also der rechte Baum der Holle, der sie geradezu auf der Erde selber noch besonders seine Namensableitung von der hol-

Leben und Tod begünstigt, ist folgendes: In Westfalen heißt der Baum Hollerfensträuf, d. h. der Holla- gleich Erla- (gleich Herie-) Strauch. Die Herle aber ist eigentlich nur ein Ausfluß der göttlichen Macht der Frau Holle und tritt in Norddeutschland nicht selten geradezu für sie ein, oder mit ihr zu einem Worte zusammen, wie unsre westfälische Benennung bezeugt. So ist denn der Holunder vor ändern der Baum der im Heidentum unsrer Altvordern allverehrten Göttin Holla, der Mutter der Erde, alles Lebens und Sterbens auf ihr und aller Kultur. —

c. Wie die Frauen gehen. „Gelassen wandelnd und in sanft geschwungenem Schritt“, so trat die homerische Helena daher vor die troischen Greise, ein Entzünden dem Auge. Heute sagt man wieder darüber, daß die Frauen nicht gehen könnten, und die Schönen der einen Nation zuden zum mindesten die Achseln über den Gang anderer Völker. „Was man heute gehen nennt, ist eigentlich nur ein Siechfortbewegen“, hat man verächtlich gesagt, und die Französin, die vielleicht noch am ehesten sich den Rhythmus einer feinen Kultur in ihrem leichten, eleganten Schreiten bewahrt hat, findet doch, daß die schöne Amerikanerin sich zu steif und gerade, zu eingeschnürt (corsetée) bewege, daß die Engländerin den Körper ungraziös vorbeuge und zu lange Schritte mache; unsre deutschen Frauen träten, nach dem Urteil der Französin, zu schwer auf und schlenkerten mit den Armen; die Italienerinnen und Spanierinnen beugen sich zu sehr nach hinten über, die tolette Geziertheit ihrer sehr auswärtig gestellten Schritte erscheint unnatürlich. . . . Wollte man so die Schilderungen des Ganges in Wort und Bild durch alle Epochen verfolgen, man könnte eine sehr unterhaltende Kulturgeschichte des Ganges schreiben. Die vollendetste Art des Gehens ward bei den Griechen erreicht, deren allseitig ausgebildetes Schönheitsgefühl auch die Bewegungen des alltäglichen Lebens beherrschte. In den weiten Faltengewandungen, die die Melodie des Gehens begleiteten, schreiten die Jungfrauen des Parthenon-Frieses gemessen und wohl- abwogen feierlich daher. Eine große ästhetische Kultur hat die würdige Rundung bestimmt, mit der der eine Fuß das Auftreten des andern begleitet, und ein anmutig wechselndes Spiel des Gewandes belebt dieses Wandeln. Die Griechin setzte den mit den Sandalen bekleideten Fuß fest auf, sie suchte nicht, wie es bei den modernen Völkern Sitte geworden ist, die Bewegungen der Hüften und Schenkel zu verbergen; sie hüllte nicht die Beine in einen engen Rock, der das Ausschreiten unmöglich macht, sondern die frei waltenden Stoffe folgten den Bewegungen der Gehenden, ließen die Wiederholung der Schritte erkennen und gaben dem Gange etwas Notwendiges, während man sich heute manchmal darüber, wie eine Frau eigentlich geht, nicht ganz klar wird, weil die festen Formen der Kleidung den individuellen Rhythmus nicht anklängen lassen. Der Gang der Griechin war der natürliche Ausdruck ihrer Lebenshaltung; ihr Gehen war „Anmut“, so wie sie Schiller von aller wahrhaft schönen Bewegung gefordert. Im Mittelalter, als nach den Zeiten eines unkünstlerischen Seins, zur Zeit der Kreuzzüge und der Minnesänger frühe Keime eines neuen ästhetischen Gefühls sich regten, mußte man erst gehen lernen. Man war so schwer gewesen und plump, der Gang ungleichmäßig und fahrig. Nun kam das Ideal der „Näze“, der schönen Selbstbeherrschung der Glieder und der Seele. Der Gang ward jetzt überleicht und tänzelnd; auf Zehenspitzen glitt man daher, setzte die Füße möglichst spitz und gedehnt. Und während der Körper der griechischen Frau in leichter Neigung der Richtung der Füße folgte, wird nun, während die Füße vorwärts schreiten, „der Kopf in die Luft gehoben, der Blick aufwärts gerichtet“; der Leib möglichst zurückgebogen; so gehen sie daher „wie Pfauen“. Eine französische Chronik erzählt, daß die Frauen „mühsam sich fortbrachten“, wie ein segelndes Schiff, unter der Last ihrer Stidereien und der Geziertheit ihres Ganges. Allmählich läutert sich dann dieser edige und übertriebene Gang zu einem lieblichen Schreiten, wie er in Dantes Werken und den frühen Bildern der Fölnier und Sienefer lebt. Die Frau scheint zu schweben; ihre Füße berühren kaum den Boden; die leise Neigung des Kopfes giebt den Grundaccord für das feine behutsame Sehen der Füße, das flüchtige Erbeben des Gewandes. In der Renaissance verläßt die Frau diese himmlischen Regionen, aus denen sie früher herabzuschweben schien, und tritt als Erdenweib wieder kräftig auf. Sie gewöhnt sich wieder an das Ausschreiten, an den Gebrauch ihrer Beine, und ihr Gang bekommt leicht etwas Springendes, Hüpfendes, Unausgeglichenes. Man sucht diese freie Art des Schreitens, wie die Frau des Altertums sie hatte, wieder aufzunehmen. Das Gangmotiv wird bei den geschürzten Gewändern deutlich hervorgehoben; aber statt des gemäßigten, würdevollen Tempos, in dem die Griechin schritt, flattern hier und die stinker auftretenden Füße die Kleider lustig und toll herum, scheinen erfüllt zu sein von dem überschäumenden Lebensmut dieses Völlerfrühlings. So auf Wildern des Botticelli und Filippino Lippi. Auch das schöne Motiv, einen Fruchtkorb oder einen Krug auf Kopf oder Schulter zu tragen, das dem heraufschlagenden Arm eine so weiche Linie, dem ganzen Körper einen wundervollen Schwung verleiht, haben sie von den Griechen gelernt. Doch wird der Gang allmählich massiger und schwerer, bis dann schließlich das Weiß des Rubens ungefüge und wichtig, fast plump einerschreitet. Schwer fällt der Sammet und Vrolat ihrer Kleider hernieder, sie scheint zu schweben; ihre Hand ruht auf der Hüfte. Von dieser kraftvollen Ganges fort bedeutet der Gang der Molododame eine zum Feinen, Gezierten und Künstlichen. Ein spitzes und auftretend, ein melodioser und tänzelnder Takt, wie ihn

die gemessenen und wohlaccentuierten Töne des Menuetts gaben, eignet nun dem Gang. Der hohe Stöckelschuh giebt dem Tritt etwas Zögerndes, Unsicheres, Kokettes. Die Bewegung der Beine verschwindet völlig unter dem steifen Reifrock; in dieser Zeit durfte eine Dame „keine Beine haben“, wie der berühmte Ausspruch einer spanischen Prinzessin lautete. Doch dieser steife, fertengerade Gang, diese überzierliche, unbequeme Haltung wird bald durch einzelne freie Nuancen gemildert. Der Rock wird ein wenig aufgenommen und läßt ein Paar Füße sehen, die schon wieder in einer lustigen Chiaconne, einem Bauerntanz, sich zu bewegen gemohnt sind. Spizentücher und Schärpen lassen diese frischere Note anklängen, und das kokette Fächerspiel giebt dem nun beliebten schnellen Trippeln etwas Unruhig-Anlodendes. Mit der großen antiken Strömung, die zur Zeit der Revolution sich erhob, kam auch ein neuer Rhythmus in die Bewegungen: Freiheit und Ungezwungenheit zogen ein und mit dem antiken Kostüm wollte man den antiken Gang wieder- gewinnen. —

**Humoristisches.**

— Wohlangebrachter Hinweis. Besuch: „Sind die Herrschaften zu Hause? . . . speciell möchte ich die Dame sprechen.“

Dienst mädchen: „Ja wohl, im Salon sind ' alle zwei und dichten . . . die mit den kurzen Haaren ist die Gnädige.“ —

— Schnelle Meinungsänderung. Bankier (zum Gast): „Was der Diener jetzt serviert hat, ist eine der vorzüg- lichsten Delikatessen, ein sogenannter Seehase.“

Gast: „Ja, Seehase oder Lumpsfisch.“

Bankier: „Wie heißt: Lumpsfisch? Soham, trag weg das gemeine Essen!“ —

— Höchste Gemütlichkeit. Passagier: „Sagen Sie, Schaffner, warum hält denn der Zug hier schon über eine halbe Stunde?“

Schaffner: „Ja, hören Sie, der Stationsvorsteher is Sie nämlich e leidenschaftlicher Amadherphotograph, und da braucht er immer de roten Zugladernen, um die photographischen Platten zu entwideln.“ —

(„Meggenborfer Blätter“.)

**Notizen.**

— Im Residenz-Theater wird am 3. September der dreitägige Schwank „Eine Hochzeitsnacht“ von Henri Kéroul und Albert Carré zum ersten Mal gegeben. —

— Das Jantisch-Theater in Wien geht im April 1905 in den Besitz Jarnos vom Josephstädter Theater über und erhält den Namen: Wiener Lustspiel-Theater. —

— In der Ausstellung der SeceSSION wurden in die letzten Zeit folgende Werke verkauft: Hans Thoma: „Träumere an einem Schwarzwaldsee“; A. Oberländer: „Amors Sieg“; Ulrich Hübler: „Frühling“ und „Stilleben“; Drubdorf: „Rote Strahlen“; A. Schmidt-Wichelsen: „Kastanien“; W. Pittner: „Hornbläser“; Phil. Frank: „Vorfrühling“; Leo Lug: „Schneedenmütter“; D. Moder- sohn: „Moorsimmung“; H. Lichtemberger: „Variété“; Fritz Klimsch: „Mädchen beim Ausleiden“. —

— In der Rhön hat man abermals wichtige archäo- logische Funde gemacht. Auf dem Stallberge bei Nasdorf wurde ein Steinwall in wunderbar erhaltener Form aufgedeckt. Die unregelmäßig geformten Basaltblöcke und Säulen sind in geschäpter Weise unter einander verbunden; Mörtel und Holzkonstruktionen fehlen gänzlich. Ferner wurde auf dem Dachsen bei Wacha ein großer Steinwall entdeckt, der dadurch besonders interessant ist, daß an ihm die erste Mauerdeckung (cyclopisches Mauerwerk) festgesetzt werden konnte. Auf dem Geislopf und auf der Diesburg legte man einen wohl erhaltenen Ringwall frei. —

— Auf der Insel Delos wurde im Laufe der letzten fran- zösischen Ausgrabungen unter andren Inschriften eine umfangreiche Tempelschatz-Rechnung in wohl erhaltenem Zustande auf- gefunden. Die lange Urkunde giebt eine Fülle neuer Aufschlüsse über Einnahmen und Ausgaben eines der reichsten antiken Tempel. —

— Das reichhaltige Herbarium des verstorbenen Natur- forschers Dr. W. Behrens wurde dem botanischen Museum an der Universität zu Göttingen als Geschenk überwiesen. Es enthält 6000 Pflanzenarten, darunter solche von den kanarischen Inseln, aus Algerien, Madeira, von den Azoren, aus Kleinasien und von St. Thomas. —

— Ein praktischer Arzt. Der Doktor Meier erhält ohne vorausgegangene Bestellung von einem Cigarrenhause eines Tages einen Posten Cigarren laut beigelegter Rechnung zum Gesamtpreise von fünfzehn Mark zugesandt mit der Bemerkung, daß diese ganz vortrefflich seien. Eine Probe bestättigt dies. Hierauf geht von dem Doktor an die Firma folgendes Schreiben ab: „Ich empfang von Ihnen 150 Stück unbestellte Cigarren zum Preise von fünfzehn Mark. Als Gegenleistung überende ich Ihnen beifolgende fünf Rezepte a 3 M. = 15 M. Sie sind zwar ebenfalls nicht bestellt, aber auch sehr gut. Hochachtungsvoll Dr. Meier, prakt. Arzt.“ —